

seitigkeiten einer bloßen Männin“ (11) aufbrechen soll, liegt für Gerl-Falkovitz vor allem im Person-Sein von Mann und Frau und in der Leiblichkeit des Mann- und Frau-Seins. Sie plädiert für „die je besondere Gleichwertigkeit beider“: „Der Unterschied zwischen Frau und Mann ist gerade seiner Asymmetrie wegen wichtig.“ (90) Eine „Aufgabe der Christinnen“ könnte nach Gerl-Falkovitz sein, „den Zusammenhang von Frau und Geist neu darzustellen, eine erkennbare weibliche Kultur vom Geist her zu schaffen“ (100).

Die Religionsphilosophin betont im zweiten Buch ausdrücklich ihre philosophische Herkunft und Vorgangsweise, zugleich macht sie ihre kirchliche Bindung deutlich. (Kirche ist für sie im Singular römisch-katholisch.) Zur Argumentation aus christlicher Perspektive zieht sie eher lehramtliche Dokumente und Äußerungen heran, als dass sie gängige theologische Fachliteratur zur Kenntnis nehmen würde. Insbesondere bei ihrer Deutung biblischer Texte wirkt sich das mitunter in exegetisch kaum akzeptabler Weise aus. Manche folgenschweren Sätze werden merkwürdig ungenau und ohne Belege zitiert. An ausdifferenzierte gegenwärtige Geschlechtertheorien reicht ein solches Vorgehen nicht heran. Polemische Spitzen wären verzichtbar gewesen („die Beziehung „Frau und Kirche“ wird nicht an der Klagemauer gelöst“, 60). In ihren Schlussfolgerungen stellt Gerl-Falkovitz klar: „Man/frau sollte die Kirche nicht verlassen, aus welchem (modischen oder grundsätzlichen) Ärger auch immer“ (97).

Gerl-Falkovitz bringt mit ihren kultur-, literatur- und philosophiegeschichtlichen Zugängen zur Frauenfrage beachtliche Zeugnisse in Zusammenhang mit christlichen Traditionen. 1994 hatte sie formuliert: „Die eindringliche Kenntnis der christlichen Frauengeschichte ist schon deswegen unverzichtbar, weil nur das historische Denken auch die Zukunft entwerfen kann“ (Freundinnen, 8), 15 Jahre später setzte sie den gleichen Satzanfang so fort: „weil nur das historische Denken auch kirchlich denken kann und weil der ahistorische Mensch leider immer zum Fanatiker neigt“ (Frau – Männin – Menschin, 95). Die beiden Bände hintereinander zu lesen scheint mir auch etwas von der Denkgeschichte der Autorin zu spiegeln.

Graz

Elisabeth Pernkopf

KUNSTWISSENSCHAFT

◆ Heid, Stefan: *Wohnen wie in Katakomben. Kleine Museumsgeschichte des Campo Santo Teutonico*. Schnell & Steiner Verlag, Regensburg 2016. (248; 21 farb. Ill.; 29 farb. Tafeln; 91 s/w Ill.) Geb. Euro 49,95 (D) / Euro 51,40 (A) / CHF 57,40. ISBN 978-3-7954-3183-9.

So manchem Pilger in Rom dürfte er ein Begriff sein: Der Campo Santo Teutonico, gelegen im Schatten der Kuppel des Petersdomes auf vatikanischem Staatsgebiet. Es handelt sich wohl um einen der idyllischsten und zugleich auch verborgenen Friedhöfe, den die Ewige Stadt zu bieten hat. Darüber hinaus beherbergt der Campo Santo aber auch noch ein 1876 gegründetes Priesterkolleg und weist mit dem 1888 eingerichteten Görres-Institut eines der ältesten deutschsprachigen Forschungseinrichtungen Roms auf. Außerhalb von Fachkreisen weniger bekannt ist die umfangreiche Privatsammlung des Kollegs, die sich aus rund 2.000 frühchristlichen und mittelalterlichen Exponaten zusammensetzt. Die spannende Entstehungsgeschichte dieses ehemals als Studiensammlung des deutschen Priesterkollegs konzipierten Museums ist Thema des hier vorzustellenden Bandes. Auf der Grundlage intensiver Archivrecherchen vermittelt der Autor darin ein lebendiges Bild von der Genese dieses ungewöhnlichen Museums im mentalitätshistorischen Kontext seiner Zeit.

Der Inhalt des Bandes umfasst fünf Hauptkapitel, die durch schlagwortartige Unterkapitel jeweils in mehrere Abschnitte unterteilt sind.

Das erste Kapitel stellt den Campo Santo als Ort der Wissenschaft vor (11–19). Den Grundstein dafür legte der Gründungsrektor des Priesterkollegs, Anton de Waal (1837–1917), auf dessen Initiative und Engagement auch das Museum zurückgeht. Die zum Großteil aus eigenen Mitteln oder Spenden finanzierte Studiensammlung war ebenso wie der Aufbau einer hauseigenen Bibliothek und die Gründung der *Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte* (seit 1887) als Veröffentlichungsorgan des Kollegs Teil eines Konzeptes, das vorsah, den Campo Santo als Wissenschaftskolleg zu profilieren. Nicht zufällig korreliert die Gründung des Museums zeitlich mit den Anfängen der Christlichen Archäologie als wissenschaftlicher Fachdis-

ziplin (16–19), für die der Campo Santo eine nicht unwesentliche Bedeutung hatte, zumal er als Wirkstätte renommierter Archäologen wie Joseph Wilpert, Engelbert Kirschbaum und Paul Styger diente.

Das zweite Kapitel befasst sich ausführlich mit der Geschichte der Akquisitionen (21–91). Es enthält eine Übersicht der Einträge de Waals in die Hauschronik (23–44), die dem Leser einen Einblick in die Chronologie der Ankäufe gewährt. Der Autor hinterfragt die fachliche Kompetenz de Waals, war dieser doch kein Fachmann, sondern, wie viele seiner Zeitgenossen, Autodidakt, was sich sowohl in seiner kunsthistorischen Expertise als auch in der musealen Aufbereitung der Exponate wider spiegelte (44–53). Die Objekte gelangten dabei nicht nur aus dem römischen Antikenhandel und Schenkungen in die Sammlung, sondern stammten mitunter direkt aus Grabungen oder waren das Ergebnis regelrechter „Beutezüge“ in den Katakomben (53–72). Unterstützung erhielt de Waal von zahlreichen Kollegen, zu denen etwa Adolf Hytrek, Johann Peter Kirsch und Franz Joseph Dölger zählten (54). Obgleich ein wesentlicher Schwerpunkt der Sammlung auf der christlichen Spätantike Roms lag, beherbergte sie auch eine orientalische Abteilung (*Orientalia*), zu deren wertvollsten Stücken zwei koptische Tuniken aus Oberägypten gehörten (73–82). Seinen Fundus ägyptischer Artefakte verdankte das Museum vor allem den Bemühungen Carl Maria Kaufmanns, der von 1905 bis 1907 Grabungen im Pilgerheiligtum von Abu Mena durchführte (82–91). Der Autor versäumt es dabei nicht, auf die Problematik der frühen Grabungskampagnen einzugehen, die – von „Goldgräberstimmung“ geprägt – darauf zielten, möglichst schnell eine große Anzahl von Funden zu bergen, die dann europäischen Museen zum Kauf angeboten wurden (86).

Das dritte Kapitel (93–127) widmet sich der musealen Präsentation der Sammlung, die über die Jahrzehnte hinweg ihre Standorte mehrmals wechselte. Mithilfe von Katalogen, historischen Dokumenten und Fotografien rekonstruiert der Autor vier Hauptphasen der Museumsgeschichte (95–124). Besonders hervorzuheben sind die den Grabkammern der römischen Katakomben nachempfundenen Räume („Doppelgrabkammern“) im Damenstift des Kollegs, die zu didaktischen Zwecken eingerichtet und mit christlichen Bildszenen aus der Kallixt-Katakombe ausgemalt wurden.

Im vierten Kapitel (129–174) wird die Leitidee des Museums im Spannungsfeld zwischen Apologetik und Wissenschaft erörtert. Seit der Frühen Neuzeit fungierten die römischen Katakomben und ihre Märtyrer als religionspolitische Instrumente im Kampf gegen die konfessionelle Gegenseite. Unter dem Deckmantel der Wissenschaft wurde nun auch die noch junge Disziplin der Christlichen Archäologie gezielt dazu eingesetzt, die Richtigkeit der Lehre der katholischen Kirche zu untermauern. Es ist ebendieser Kontext, in dem die Bemühungen de Waals um eine Sammlung frühchristlicher Artefakte einzuordnen sind, die bewusst schwerpunktmäßig auf die Hinterlassenschaften der Katakomben setzten (129–130). In diesem Zusammenhang findet auch die 1879 am Campo Santo gegründete Vereinigung der „Freunde der Märtyrer“ (*Collegium Cultorum Martyrum*) Erwähnung, der das Museum zeitweise als Versammlungslokal diente (131–135). Der Wunsch de Waals, den Campo Santo selbst zu einer Verehrungsstätte der Protomärtyrer Roms zu erheben, wurde hingegen nicht erfüllt (135–142). Die heftigen Auseinandersetzungen, die um die Frage nach dem Hinrichtungs ort Petri in Rom entbrannten, schildert der Autor am Beispiel einer Inschriftentafel, die de Waal an der Außenmauer des Campo Santo zu Ehren der Ersten Märtyrer Roms anbringen ließ (139–142). Thematisch etwas deplatziert wirken die darauffolgenden Erörterungen zur Museumsdidaktik (143–161). Während der Autor bereits im vorangehenden Kapitel (96–97, 103–104) auf die museale Nachbildung der Katakomben und ihre didaktische Funktion einging, werden in diesem Unterkapitel vier Aquarelle mit Katakombenmotiven besprochen, die de Waal vor 1890 eigens für den Campo Santo anfertigen ließ. Sie waren wohl Teil des Museums und wurden dazu eingesetzt, um Besuchern die christliche Lehre und Moral näherzubringen (148). Das Museum umfasste außerdem einen reichen Bestand an Tonlampen, die von de Waal in einem eigenen Katalog aufbereitet wurden, der in diesem Band erstmals veröffentlicht wird (161–174).

Das letzte Kapitel stellt mit dem „Museum deutscher Altertümer in Rom“ und dem „Museo Petriano“ zwei weitere zeitgenössische Museumsprojekte vor, in deren Planung de Waal ebenfalls involviert war (177–187). Anders als die Sammlung am Campo Santo waren beide jedoch zum Scheitern verurteilt.

Wie es nach dem Tod de Waals 1917 mit der Sammlung weiterging, schildert der Epilog des Bandes (189–203). Die schwierige finanzielle Lage in der Folgezeit nötigte zum Verkauf mancher Exponate. Hinzu kamen noch zahlreiche Um- und Neubauten des Kollegs, sodass die unter de Waal eingerichteten Museumsräume schon in den 1960er-Jahren abgerissen werden mussten.

Alles in allem eröffnet der Band überaus wertvolle Einsichten in den Alltag eines Museums und seiner didaktischen Konzeption, die vom Zeitgeist des klerikal-kirchlichen Umfeld Roms im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert, aber vor allem der Persönlichkeit Anton de Waals geprägt war. Mit 21 Farbillustrationen, 29 farbigen Tafeln und 91 s/w-Illustrationen besticht der Band mit einer besonders reichen Bebilderung, unter denen sich zahlreiche bisher unveröffentlichte Dokumente wie Briefe und Manuskripte, aber auch historische Fotografien befinden, die das Werk zu einer reichen Fundgrube machen. Darüber hinaus wird dem Leser ein interessanter Überblick über die Anfänge der Christlichen Archäologie in Rom geboten, mit welcher der Campo Santo mit seiner Privatsammlung bis heute untrennbar verbunden ist. Nicht zuletzt um dieses Kleinod mit seiner aufschlussreichen Hintergrundgeschichte stärker ins Bewusstsein zu rücken, sei der Band zur Lektüre sehr empfohlen.

Bamberg

Verena Fugger

◆ Unverfehrt, Gerd: *Wein statt Wasser. Essen und Trinken bei Jheronimus Bosch*. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003. (138) Kart. Euro 14,90 (A) / CHF 26,20. ISBN 3-525-47007-X.

Zu den faszinierendsten Malern der Niederlande im 15. Jahrhundert gehört Hieronymus (vom Verfasser nach der ursprünglichen Form genannt „Jheronimus“) Bosch (1450–1516). Nun macht sich der Göttinger Kunsthistoriker in der kleinen Monografie, hinter der unglaublich viel Detailarbeit steckt, daran, aufgrund einer profunden Kenntnis der Lebenswelt des Künstlers allzu kühne und spekulative Bilddeutungen seiner Fachkollegen in die Schranken zu weisen. Es bedarf einiger Gewöhnung, sich auf die Argumentationsform des Verfassers einzustellen, der fantasievolle symbolische Deutungen der Bilder von Bosch ausgiebig aufliest, um sie dann ge-

nüsslich zu falsifizieren. Der motivgeschichtlich rote Faden ist das Essen und Trinken. Bei den besprochenen Bildern handelt es sich vor allem um den „Verlorenen Sohn“, den „Garten der Lüste“, die „Hochzeit zu Kana“, „Das Jüngste Gericht“, die „Sieben Todsünden“ und das „Narrenschiff“. Besonders eindrücklich erscheint das Motiv des Schwans mit seiner Ambivalenz: „Der Schwan habe weißes Gefieder, aber schwarzes Fleisch. Das unschuldig anmutende Äußere verbirgt das sündige Innere, konkret: die Fleischeslust“ (36). Doch daneben kann der Schwan ebenso Symbol der Reinheit sein und für Maria stehen. Minutiöse Untersuchungen zu den Gastmählern der Liebfrauenbruderschaft in s'Hertogenbosch, zu welcher der Künstler gehörte, machen deutlich, dass in reichlichem Ausmaß gegessen und getrunken wurde. Stimmt also die Folgerung, dass Hieronymus Bosch Wasser gepredigt und selbst Wein getrunken habe (81)? Nur bedingt, denn die Bruderschaften hatten sich ein beeindruckendes religiöses Pensem auferlegt, das absolviert werden musste. Kenntnisreich werden vom Verfasser auch die Vermögensverhältnisse des Künstlers dargestellt. Bosch war ökonomisch so unabhängig, dass er malen konnte, was er wollte. Dankbar soll die reichliche Bebilderung des Bändchens erwähnt werden. Kurz: die kleine Monografie bietet eine kompetente Einführung in die Lebens- und Bilderwelt des berühmten Niederländers.

Bamberg

Hanjo Sauer

MISSIONSWISSENSCHAFT

◆ Csiszar, Klara / Hochholzer, Martin / Luber, Markus / Schönemann, Hubertus (Hg.): *Mission 21. Das Evangelium in neuen Räumen erschließen* (Weltkirche und Mission 8). Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2017. (216) Pb. Euro 29,95 (D) / Euro 30,80 (A) / CHF 30,53. ISBN 978-3-7917-2919-0.

Eine gemeinsame Fachtagung der „Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral“ (KAMP) und des „Instituts für Weltkirche und Mission“ (IWM) vom 8.–10. März 2016 in Frankfurt am Main, die von der Frage geprägt war, wie die Kirche im 21. Jahrhundert „missionarisch“ sein könne, ist Grundlage des vorliegenden Bandes, der neben einer Einführung vierzehn Beiträge aus unterschiedlichen theologischen Perspektiven enthält.